

# Das Fenster

Autor(en): **Lang, Willy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572537>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

drunten im Park, ins Schürzchen schluchzend, hurtig davontrippelte.

„Lijeli, Lijeli!“ schrie er verzweifelt hinunter.

Aber das Kind schaute nicht auf, es lief nur noch rascher, bis es unter den Laubbächern der alten Eichen verschwand.

„Richard,“ rief jetzt, fast kreischend, die Stimme

der Mutter, „wirst du dich wohl bedanken?! Kennst du denn wirklich gar keinen Anstand?!“

Blickgeschwind drehte er sich um, ließ die vergoldete Bonbonniere zu Boden fallen und verschwand aufschluchzend in der Dachluke.

Mittlerweile war auch die Sonne untergegangen, und farblos, schier traurig, lag die Welt zu Füßen der beiden Frauen, die sich sprachlos ansahen. . .

## Das Fenster.

Novelle von Willy Lang, München.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

An einem grauen Septembertage war es, als Roman Henry am Rhyn bei einem kleinen und in seinem Neußern nicht sehr komfortabeln Hotel der Rue de la Sorbonne in einem Fiaker vorfuhr.

Der Garçon kam aus der Entree gelaufen und mühte sich, den großen gelben lebernen Koffer vom Kutschbock herunterzuheben, indes Roman Henry mit einer grünen dunkeln Reisetasche ausstieg und dann seiner kleinen Freundin Gabriele aus dem Wagen half.

Langsam stieg er mit ihr die schmale Hotelstiege, die sich wie eine alte gotische Turmstiege in Rundungen emporwand, hinan, zuweilen innehaltend wie ein Mensch, der entweder mit Atmungsbeschwerden behaftet ist oder aus reiner Neigung zur Gelassenheit ein rasches Tempo nicht liebt.

Das Stiegenhaus war dunkel, und Gabriele schmiegte sich in hingebungsvoller Haltung an ihn, als wollte sie ihn etwas stützen oder auch nur durch einen sanften Druck des Armes ihrer Gegenwart versichern.

Als sie beide in der dritten Etage in die von ihnen am Morgen dieses Tages gemieteten Zimmer traten, hatte der Garçon den Koffer schon neben die Türe an die Wand gestellt und sich verabschiedet.

Roman Henry trat an die Fensteröffnung, die ohne Brüstung die ganze Höhe des Zimmers einnahm und nur von einem braun bestrichenen Eisenstab quer durchzogen war. Er schaute hinüber an das Gemäuer der Sorbonne und träumte über dem Ausblick nach dem stillen, dunkeln, vergitterten Gebäude.

Als er sich umfah, war Gabriele schon daran, den Koffer auszupacken. Sie legte mit ihren schnellen Händen Stück um Stück in den großen, in die Wand eingelassenen Schrank und hängte die Kleider an einen Rechen, der in einem kleinen Vorgemach von einem geblumten Tuch überhangen war.

Roman Henry hatte sich den braunen karierten Paletot und den Rock abgestreift und saß, die Arme auf den Knien, auf dem Stuhl beim Fenster.

„Du bist müde?“ fragte Gabriele mit sanfter und etwas singender Stimme.

„Ja, mein Herz. . .“ antwortete Roman Henry und langte nach der grünen Reisetasche.

Gabriele hatte sich auf das Bett im Alkoven gesetzt und verhielt sich völlig still.

Da entnahm er einem Stui ein kleines silbernes Instrument mit langer Nadel und sog es aus einem winzigen Glasfläschchen voll mit einer klaren schimmern-

den Flüssigkeit. Er streifte den Hemdärmel zurück und stach die Nadel in die Haut, am Unterarm, nahe beim Ellbogen.

Als die Spritze leer war, lehnte er sich zurück.

Gabriele schaute mit aufmerksamem, angespanntem Blick auf seine halbgeschlossenen, sehr eingefallenen Augen, wie nach einem Punkte, auf den es jetzt in jedem Sinne ankam. Sie wußte, daß er nicht schlief, sondern vielmehr seinen schlanken Körper kontrollierte und die Ströme, die eben durch ihn rannen, in allen Nüancen zu empfinden versuchte.

Von der Straße her kam das rollende Geräusch eines schweren Omnibus; doch Roman Henry verharrte regungslos in seiner Stellung, als ob seine Sinne ganz nach innen gerichtet wären. Auf seinem Gesicht aber geschah allmählich eine Wandlung. Sein seltsam farbloser Teint erhielt einen matten, rötlichen Schimmer, die geschweiften Augenbrauen hoben sich zuweilen in einem merkbaren Zucken, die Form der schmalen, bläulichblaffen Hände, die vorher regungslos und ohne den geringsten Ausdruck einer Kraft auf seinen Knien gelegen hatten, begann sich zu straffen, und als Roman Henry endlich die Lider hob, lächelte er Gabriele ins Gesicht, aber nicht heftig oder in einer übermäßigen Bewegung, sondern eher still und froh wie einer, der weiß, wie kostbar schließlich die Möglichkeit eines solchen Lächelns ist. Seine Augen aber hatten nun einen fast majestätischen, dunkel strahlenden Glanz, und wie er aufstand, zeigte sein ganzer Körper so viel stolze Haltung und Festigkeit, daß Gabriele sich hob und in einem einzigen Sprung an seinem Halse hing.

Sie fühlte sich in diesem Augenblick überglücklich, als hätte sie ihren Geliebten eben eine schwere Krankheit überdauern sehen; denn trotzdem sie diesen Moment täglich einmal und zwar immer gegen Abend erlebte, hatte er für sie doch stets eine unheimliche, beklemmende Spannung. Einmal war ihr der Vorgang an sich im tiefsten Wesen fremd. Sie mißtraute dieser sonderbaren Steigerung der Natur, wenn ihr auch Roman Henry weilkäufig und mit vielen Worten die Notwendigkeit zu beweisen versucht hatte. Dann waren diese paar Minuten, da er so starr und meltagewandt darsaß, die einzigen im Verlauf des ganzen Tages, da sie für ihn gar nicht existierte, und Gabriele durchdrann darob das Gefühl einer ängstlichen Verlassenheit, zumal sie den Eindruck hatte, er sei im Verlauf der Verwandlung kaum Herr seiner selbst, sondern eher ein lebloses Wesen, das, einem dunkeln Ziele hingegeben, auf irgend eine Erfüllung wartete.

Nun war aber wieder alles gut. Henry legte ihr die Hände auf die Schultern und sah sie glücklich an. Dann küßte er sie leise, und seine Gebärde war so behutsam, als wäre Gabriele nicht nur seine Geliebte, sondern zugleich eine kleine Schwester, die in seinem Dasein noch eine bedeutungsvolle Rolle erfüllen sollte.

Sie wandten sich beide ins Nebengemach. Gabriele begann, sich für den Abend ein dunkelblaues Schneiderkleid mit breiter schwarzer Einfassung anzuziehen. Roman Henry lag auf der Chaiselongue.

Er liebte ihre grazilen, kleinen Bewegungen. Wie sie da stand, die schmalen Arme hob und sich mit ihren kleinen, leider etwas roten Händen — denn Gabrielenes Hände hatten bis vor kurzem noch sehr gearbeitet — das braune, kastanienfarbene Haar aufsteckte, hernach ihr eher rundes, als ovales Kindergezicht puderte und mit dem Ernste, der der Bedeutung der Handlung angemessen war, die Augenbrauen färbte, war sie Roman Henry der Anlaß zu einer rührend komischen Erheiterung.

„Wie war denn das mit der Meisterin?“ fragte er sie mit verkniffenem Lächeln. Er sah dabei nach der Gardine am Fenster, die auf mattgrauem Grunde grüne und rosafarbene Blumenornamente zeigte, in deren Mitte er plötzlich, in seiner wachen Phantasie, eine abscheuliche Frage entdeckt hatte. Es war vor allem eine große Nase, die in einer so unwahrscheinlichen und degoutanten Art über den Mund herunterhing, daß Roman Henry unvermittelt mit einem unbändigen Gelächter herausplatzte.

„Du fragst immer dasselbe . . .“ sagte Gabriele, ohne sich vom Spiegel wegzuwenden.

„Ach ja, die Meisterin . . .“ meinte er, jetzt wieder beruhigt. „Also sie war sehr schlimm?“

„Ja, sie war eine ordinäre Kröte . . .“ antwortete Gabriele, indem sie sich den Hut aufsteckte.

„Sie hat dich sehr gequält?“ fragte er weiter, aber ganz mechanisch, wie man einen Schüler eine oft schon wiederholte Lektion repetieren läßt.

„Zuletzt hat sie mir fast die Hälfte des Lohnes abgezogen, und ich hatte doch nur achtzehn Franken die Woche,“ schnatterte Gabriele wie ein Papagei.

„Und gepufft hat sie dich auch?“

„Ja, gepufft hat sie mich auch . . . Wollen wir gehen?“

Roman Henry hatte sich erhoben, und sie stiegen zusammen die schmale Treppe hinunter. Gabriele hingte die Zimmerschlüssel in der Entree an das große schwarze Brett, in dessen Nischen sich bei jeder Nummer ein kleiner messingener Kerzenleuchter befand. Dann traten sie auf die Straße und schritten gegen die Place du Panthéon.

Nun schwiegen sie beide. Die Unterhaltung über die Meisterin war zwar im eigentlichen Sinne noch nicht beendet; aber das Thema schien doch der Situation nicht mehr angemessen.

Vom Boulevard St. Michel drang das Geräusch der Automobile und Fiaker, das schwere Keuchen des Dampf-Tramways, das die Steigung der Straße herankroch. Vom Panthéon her kam ein großer Lastwagen mit Gepolter gefahren.

Roman Henry ging wieder langsam und schien zuweilen ob eines Geräusches wie unter einem Schlag zu zucken. Dies war aber nur in den ersten Minuten.

Als er sich an eines der vielen Tischchen vor der Taverne du Panthéon gesetzt und eine Abendzeitung gekauft, trug er ein vergnügtes Zwinkern in den Augen und sah hinüber nach dem Luxembourggarten, dessen Bäume in ihren schwarzen Silhouetten im rosafarbenen Abendhimmel drin standen.

Ringsum war heftiges Neben und Gestikulieren.

„L'Intransigeant, La Presse! La Presse . . .“ heulten die Camelots den Trottoirs entlang.

Ueber den Platz schob sich die Menge der abendlichen Spaziergänger, von gerlenhaften Mädchen durchkreuzt, die mit hellen klingenden Stimmen schäkerten und den Herren lachende, versprechende Augen machten. In der Taverne intonierte das Orchester eine Arie aus „Tosca“.

Gabriele saß wie eine kleine Prinzessin neben Roman Henry in wahrhaft großer Haltung. Sie maß die schlanken Grazien, die sich ringsum bemühten, um den Abend nicht allein, sondern in guter Begleitung zu verbringen, mit überlegenem Blick, ließ ihre Augen über das Gewühl hinschweifen wie über eine Bewegung, der sie sich in diesem Augenblick durchaus gewachsen fühlte, und schlürfte den Quinquina mit dem Ausdruck einer gewissen Glückseligkeit.

Durch die Tische schlich eine alte bestialisch häßliche Blumenverkäuferin, mit fleckigem, vernarbtem Gesicht. Sie stand plötzlich so dicht vor Roman Henry, daß er in einem Nervenschoc vor ihr zurückwich. Er kaufte aber Gabriele viele, viele Rosen. Als die Alte weg war, hatte er ein Gefühl, als wäre er einer großen Gefahr entronnen.

Der Abend war trotz dem klaren Himmel kühl; denn es hatte am Vormittag noch geregnet. Gabriele fröstelte und wollte noch ein Stück gehen.

Als sie den Boulevard in der Richtung der Avenue de l'Observatoire hinaufschritten, dachte Roman Henry mit einem seltsamen Staunen daran, wieviel Widerstände und Mühseligkeiten für ihn die gewöhnlichsten Formen und Funktionen des Lebens umfaßten.

Er sah Gesichter und Gestalten in der Dämmerung an sich vorbeigleiten, von denen er voraussetzte, daß sie all dem, was sein Dasein unangenehm, oft widerwärtig machte, kaum den Sinn eines hohen Wertes schenkten. Ihre Lebenslinie verlief in vernünftiger, mehr oder minder regelmäßiger Richtung und Kurve, während er selbst dazu bestimmt schien, ein wirres, kompliziertes, zuweilen ganz unübersichtliches Netz von Erlebnissen und Vorgängen zu weben.

Da sagte Gabriele plötzlich: „Ich hab' einen Brief von der Mutter bekommen . . .“

Roman Henry horchte auf und fragte teilnahmsvoll und doch noch ganz abwesend: „Was schreibt sie denn?“

„Daß alles gut geht. Nur jede Nacht wacht sie auf, wenn der Zug vorbeifährt, und dann muß sie oft weinen . . .“

Roman Henry machte ein paar Schritte und meinte dann: „Es ist schön, zu wissen, daß man von seiner Mutter ersehnt wird; aber man vergißt das oft jahrelang!“

Gabriele verstand nicht genau, was er aus seinen eigenen Erfahrungen damit andeuten wollte, und dachte einen Augenblick daran, ihn zu befragen. Sie wagte es aber doch nicht und schwieg.

Da hub er wieder an: „Und was wirst du ihr jetzt schreiben?“

„Daß ich im Geschäft bin und täglich bis acht Uhr arbeiten muß.“

„Weiter?“ fragte Roman Henry und sah nach einem Lichtschein in der Ferne beim Boulevard Montparnasse.

„Daß ich dann müd bin und mich gerne schlafen lege . . .“

„Ist das alles?“

„Ja . . .“

„Wird sie dir das glauben?“

„Ich hoffe es . . .“

Gabriele hatte einen sinnenden Zug in den Augen, als erwäge sie noch einige Kombinationen und Möglichkeiten.

„Man muß so etwas nur mit viel Liebe schreiben, dann glaubt's die Mutter immer . . .“

Roman Henry dachte an die kleine Gabriele, die vor Wochen an einem sonnigen Mittag auf einem der vielen kleinen Stühle im Luxembourggarten saß und bekommen und doch wieder unternehmend sich umschaute. Ihre schwarzjantene Toque glänzte im Mittagslicht, und ihre Augen, die in Wirklichkeit eher hellbraun als dunkel waren, schauten ganz schwarz durch das dünne Gewebe des Schleiers.

„Was hättest du getan, wenn ich dich nicht gefunden hätte?“ fragte er jetzt.

„Das weiß ich nicht genau . . .“ Gabriele rümpfte ein wenig ihre kleine, vielleicht um eine Nuance zu stumpfe Nase.

„Daß du den Mut hattest, aus dem Geschäft wegzulaufen, wundert mich eigentlich, du kleine Person!“ neckte Roman Henry und kniff sie in den Arm.

„Ich wollte auch mal etwas erleben . . .“ sagte sie jetzt prompt und fast trotzig.

„Nun ja . . .“ meinte er und lachte.

„Im Geschäft war man wie im Gefängnis, und wenn ich abends nach Hause ging und die vielen Lichter in den großen Restaurants sah und die Damen, die oft ganz schlechte Weiber sind, mit den Herren dort saßen und wie unsere Hühner zu Hause die Köpfe reckten, dann war ich so traurig, daß ich weinte vor Zorn.“

Roman Henry schaute sie prüfend von der Seite an und sagte: „Du bist köstlich . . .“

„Und dazu war ich die einzige . . .“ setzte sie ganz unvermittelt hinzu.

„Die einzige?“

„Ja, die keinen Diebsten hatte, und alle neckten mich und sagten, daß ich nie einen bekäme, weil ich zu klein sei . . .“

„Und da wehrtest du dich?“

„Ja, ich sagte, daß ich, wenn ich will, sogar zwei bekomme und dann nicht einmal mehr ins Geschäft zu kommen brauche . . .“

„Und jetzt hast du doch nur einen . . .“ Roman Henry war jetzt ganz ausgelassen geworden und wollte sie auf den Mund küssen.

„Ja, aber ich hab' dich lieb . . .“ sagte Gabriele und schmiegte sich an ihn.

Sie hatte dabei etwas wunderschön Tierhaftes in ihren Gebärden. Sie konnte sich recken und winden wie ein Kind, das mit Kaninchen und jungen Hunden auf-

gewachsen ist und von ihnen die ganz natürlichen Bewegungen des Sichverfrüchens und Sichkauerns gelernt hat.

Sie waren bis zum Carrefour de l'Observatoire gekommen. Da stand ein schwarzer Ring von Menschen. Aus der Mitte stieg rotes flackerndes Licht von Lampions empor.

Roman Henry blieb stehen. Darauf hörten sie die gezupften Töne eines Saitenspiels, und dazu sang eine dünne Frauenstimme.

Sie traten näher. Ein Mann saß da mit einer Harfe, und ein schwarz gekleidetes Mädchen verkaufte Notenblätter und sang.

Jetzt begann sie:

J'aime la blonde à la folie,  
Le blond seul fait battre mon coeur,  
C'est la nuance de ma mie,  
Les cheveux d'or sont mon bonheur . . .

Und alle rings im Kreise starrten auf das Notenblatt und wiegten die Köpfe und summten leise die Melodie.

Gabriele war gerührt. Sie wollte auch singen. Aber sie brachte nur kleine glucksende Töne heraus. Vor ihr stand eine Köchin mit einem großen Korb, drehte sich um und maß sie mit einem empörten Blick.

Da sagte Gabriele zu Roman Henry: „Wenn ich jeden Abend hier stünde wie diese Dicke da, würde ich vielleicht die Melodie auch kennen . . .“

Die Köchin gab sich einen Ruck, und Gabriele fügte so laut hinzu, daß es alle hören konnten: „Jetzt ärgert sie sich. Das freut mich . . .“

Roman Henry sagte nur leise: „Est!“ und sah nach der Mitte. Die Gesichter jenseits des Ringes schwammen bis zur Höhe der Augen in gelbem, flackerndem Licht. Aber eben die Augen waren noch im Dunkeln. Und die Lippen bewegten sich nicht, trotzdem sie sangen.

Bei der Clôserie des Vilas stand ein Kellner vor den Tischen. Seine weiße Schürze strahlte im Scheine der elektrischen Lampen des Cafés.

Roman Henry verglich instinktiv die beiden Lichtzonen. Sie standen wie zwei verschiedene und merkwürdige Spiegel nebeneinander.

Gabriele sagte plötzlich: „Ich habe Hunger . . .“

Sie stiegen in einen Fiaker und fuhren den Boulevard St. Michel hinunter.

Die Hufe des Pferdes klapperten grell auf dem Pflaster und waren nur sekundiert von einem leisen Sausen der Gummiräder des Wagens.

Roman Henry hatte Gabriels linke Hand genommen und spielte mit ihren Fingern, als wären sie ganz für sich ein Anlaß zu einem Spaß, der ihn in seiner Gedankenlosigkeit recht erquickte.

\* \* \*

Es war Nachmittag. Roman Henry saß beim Fenster und starrte auf die Straße. Er sah ganz mechanisch nach den Anschlägen, die an der gegenüberliegenden Wand klebten. Da stand groß: «Faculté de Droit». Die schwarzen Lettern hingen wie pompöse plumpe Balken auf dem Papier.

Roman Henry ärgerte sich darüber. Er hatte sein schmales, fast spitzes Kinn auf die rechte Hand gestützt und dachte, daß er gestern um diese Zeit zwar nicht Kopfschmerzen gehabt, aber doch einen lästigen Druck in den Schläfen. Der Gedanke war kaum in seinem

Bewußtsein aufgetaucht, als sich auch dieselbe Empfindung wieder einstellte. Wie auf Kommando.

Die Straße herauf kam jetzt ein Lastwagen. Ein quietschendes, schreiendes Geräusch sprühte durch die Luft, wie wenn ein Rad die Achse feilt. Es war nur ein Pferd davor. Dazu war der Boden naß vom Vormittag, da man das Holzpflaster gesprüht.

Der Fuhrmann gröhnte: „Dah . . . Dah . . .“ und schlug auf das Tier. Seine Stimme war so hoch wie aus einem Phonographenrichter.

Roman Henry schloß die Augen. Er hörte den pfeifenden Schlag der Peitsche und den Tanz der Hufe wie ein dumpfes unregelmäßiges Getrommel. Als er wieder hinunter sah, stand der Gaul vornübergeneigt. Der Geißer floß ihm in dicken Strähnen aus dem Maul, und die Zunge flackerte hin und her wie ein Fächer roten Luchses.

Roman Henry ertrug das Bild nicht mehr, und seine Augen irrten auf die vielen Holzklötzchen des Pflasters. Da gab es einen dumpfen Fall. Das Pferd lag am Boden. Mit dem Rücken gegen das Trottoir. Der mächtige, graugesprenkelte Rücken glänzte im Schweiß, und die breiten Schenkel der Hinterbeine hatten dunkle Flecke. Erst erscholl ein hallender Fluch des Fuhrmannes. Dann war es still. Zugleich meldete der Garçon den Besuch des Prinzen Nicolas.

Roman Henry nickte nur mit dem Kopf, und der Prinz trat ein. Er mochte vierzig Jahre alt sein. War schlank, aber sehr klein. Er hielt den gebügelten Zylinder und die grauen Handschuhe in der linken Hand, ging auf Roman Henry zu und begrüßte ihn mit Auszeichnung. Dieser hatte sich erhoben und ihm den Platz am Fenster abgetreten.

„Wie geht es?“ fragte der Prinz. Er saß in dem schmalen Fauteuil zurückgelehnt, sodaß sich die Schöße seiner Redingote zu beiden Seiten in Wülsten aufbauchten. Seine rechte, zu längliche Hand, hatte er auf das Knie gelegt.

„Gut!“ sagte Roman Henry. Sonst nichts. Er betrachtete den Prinzen mit etwas müdem Blick, als wäre es gar keine lebende Person, die da vor ihm saß, sondern eine kuriose Puppe, in einem Glasbehälter auf einem Museumstisch.

„Wie stehen Ihre diplomatischen Geschäfte?“ fragte jetzt Roman Henry und horchte. Durch das halboffene Fenster hörte er den Fuhrmann schreien. Er hatte offenbar dem Tier das Geschirr abgenommen und versuchte, es zum Stehen zu bringen.

Des Prinzen Miene wurde heller.

„Ich werde meine Stellung in Persien wahrscheinlich auf Neujahr antreten . . .“

„Dann werden wir Sie also verlieren . . .“ sagte Roman Henry.

„Leider . . .“ meinte der Prinz mit gewissen überlegenen Bewegungen und sah ihn dabei an, als schätzte er ihn nicht mehr auf viele Tage des Lebens.

Roman Henry war auch wirklich sehr abgesspannt. Seine Augen hatten nur noch einen leisen, unwirklichen Schimmer, und seine Haut erschien von pergamentartig gelber Farbe. Dazu von vielen kleinen Fältchen durchzogen und wie zerknittert.

„Ich habe nur noch den offiziellen Besuch beim Großfürsten Mikael in Neuilly zu machen . . .“

Der Prinz hatte gesprochen; aber Roman Henry lauschte, wie die Hufe des Pferdes das Trottoir hämmerten. Dann war es unten wieder still. Der Gaul mußte also stehen. Nur die Schellen des Kopfzeuges klirrten, während der Fuhrmann wieder anschirrte.

„Der Großfürst ist jetzt in Paris?“

„Ja,“ sagte der Prinz, „er ist mit seiner Tante Christine vorgestern von Biarritz zurückgekommen . . .“

„Ach ja, ich las es im New-York Herald . . .“ Roman Henry hatte dies etwas spöttisch hinzugesetzt, und der Prinz seufzte, wie ob eines schweren Mangels an Takt.

„Nun werden Sie also den Besuch machen?“

„Zimmerhin vermag ich mich nur schwer dazu zu entschließen . . .“

Der Prinz trug plötzlich einen leise bekümmerten Zug um seinen kleinen Mund.

„Na ja . . .“ meinte Roman Henry sanft und zugleich müde.

„Sie wissen ja . . . Großfürst Mikael hat sich meiner Familie gegenüber nicht sehr vornehm benommen . . . Als mein Vetter an ihn im Jockey-Club die 200,000 Francs verpielte . . .“

Roman Henry zog nur die Augenbrauen in die Höhe, als wisse er vollständig Bescheid.

„Und dann denken Sie,“ fuhr der Prinz fort, etwas leiser und bekümmert, „ich habe neuerdings wieder diese Angst vor der Distanz, verstehen Sie?“

„Von hier nach Persien?“

„Nein, von hier nach Neuilly . . . Und überhaupt . . .“ Prinz Nicolas sann trübselig für sich hin.

„Das ist allerdings ein triftiger Grund . . .“ sagte Roman Henry und war eine Sekunde unsicher geworden.

„Sie gehören ja auch zu den wenigen Menschen, mit denen ich über diese seltsame Sache sprechen kann. Ich komme immer mehr dazu, den Begriff der Distanz als etwas zu betrachten, was mich noch töten, im besten Fall ruinieren wird . . .“

Des Prinzen Blick ward starrer und doch ganz nach innen gerichtet. Die Hände hatte er übereinandergelegt wie einer, der einem unbegreiflichen Schicksal entgegenfinnt.

Im Nebengemach hörte Roman Henry Gabriele auf- und abgehen und eine Schranktüre öffnen und schließen.

„Ist das mit der Distanz für Sie schon ein feststehendes oder nur zuweilen eintretendes Gefühl?“ hub er jetzt an. Seine Worte waren aber so tastend, als ob er sich selbst hier auf einem gefährlichen und unheimlichen Feld bewegte.

„Der Fall ist so, daß ich es selbst nicht mehr wagen kann, mir darüber exakte Rechenschaft zu geben, da diese Reflexionen immer ein Grund sind, daß sich meine Phantasie auf eine ganz ausschweifende Weise ergeht. Und diese ermüdende, ausschöhlende Betätigung des Gehirnes ist es besonders, was ich vermeiden muß.“

Der Prinz war über seiner Rede etwas heftig geworden und holte jetzt tief Atem.

„Sie empfinden also das Denken über Ihren Zustand als etwas Selbstmörderisches?“ sagte Roman Henry und beobachtete den andern aus den Augenwinkeln.

„Das ist es, und sobald ich diese letzte Hemmung verliere, bin ich der Einkreisung völlig verfallen?“

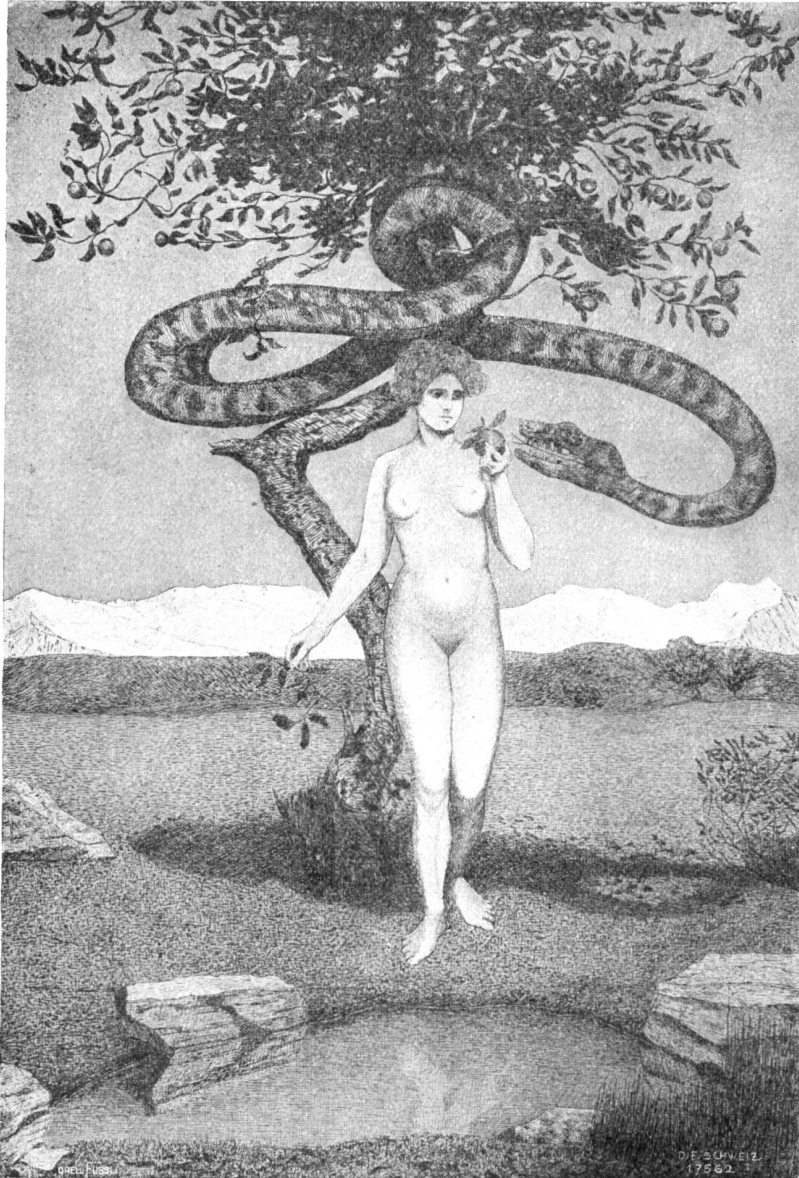
„Der Einkreisung?“





Gottardo Segantini, Maloja-Rom.

Gethiemane. Nabezung.



Gottardo Segantini, Maloja-Rom.

Eda. Radierung.

## Saul und David

Die den Krug gereicht, die Füße deckten  
Dem Gesalbten, wichen seinem Torn  
Vor die Höhle, wo die Feuer leckten  
An des Wüstensandes Strauch und Dorn.  
Stumm der Troß von Knechten und Vasallen,  
Auf dem Pfühl der König atmet schwer —  
Lichter huschen, laute Tropfen fallen,  
Grauen weht von feuchten Wänden her.

Müd und müder sich die Glieder dehnen,  
Und der Schlaf, den lang die Wut gebaut,  
Legt sich bleiern auf erschlaffte Sehnen,  
Hält den Leib mit Schlangenkraft umspannt.  
Gaukelbilder wandeln sich in Zeichen  
Tiefen Sinnes — wie von Gott gesandt —

Wieder wogt die Schlacht im Grund der Eichen  
Und ein Name wird im Volk genannt.

„David, David!“ jubelt's von den Zinnen,  
In den Straßen zu Jerusalem,  
Reigen tanzen sie und Mären spinnen  
Um den Hirtensohn aus Bethlehem.  
Tausend sind dem Könige gegeben,  
Aber zehnmahl tausend Jsais Sohn.  
Und schon über dessen Haupte schweben  
Sieht im Traum der König seine Kron'.

Grausig zuckt es da in greisen Händen!  
Mörder witternd fährt der Schläfer auf,  
Stiere Blicke suchen an den Wänden,

„Ja . . . Ich benenne den Zustand auch nur für mich mit diesem Ausdruck, weil ich weiß, daß ich damit gleichsam den Urfang und wiederum das Prinzip meines Leidens kennzeichne . . .“

Prinz Nicolas saß jetzt sehr zusammengekauert. Die Handschuhe waren ihm entglitten und auf den Teppich gefallen; nur den Hut, der in der Dämmerung des Zimmers matt reflektierte, hielt er wie eine Waffe mit beiden Händen vor sich hin.

„Die allergrößte Schuld,“ fuhr er fort, „trägt meine Gouvernante, die mich bis zum zehnten Jahr erzogen hat. Sie war mit achtzehn Jahren von Paris zu uns nach Petersburg gekommen — ich zählte damals fünf Jahre — und wurde gleich in der ersten Zeit — wie sich viel später aus alten Briefen herausstellte — die Geliebte meines Vaters. Sei es nun, daß sie in den Nachmittagsstunden für ein Rendezvous frei sein mußte, sei es, daß sie den Hang in sich trug, nach Möglichkeit allein zu sein: sie erfand ein Mittel, das mich ohne irgend eine Anwendung äußerer Gewalt vollständig still und sozusagen tot machte. Und zwar ganz nach ihrem Belieben . . .“

Roman Henry horchte angespannt. Eine leise Angst lag auf seinem Gesicht.

Prinz Nicolas sah seine wachsende Beklemmung und sagte, als ob ihn der Eindruck seiner Erzählung erquickte: „Und dieses Mittel war gerade in seiner blutigen Einfachheit schrecklich . . .“

(Fortsetzung folgt).